

„Das Menschengeschlecht“

Sein und Überleben in der KZ-Literatur

HELMUT RIZY

Ist das ein Mensch?“ Diese Frage setzte Primo Levi als Titel über seinen ersten Roman, in dem er die elf Monate in der Gewalt der deutschen Faschisten – von seiner Deportation nach Auschwitz über Zwangsarbeit und Terror in Auschwitz-Monowitz bis zur Befreiung durch die Sowjetarmee – schilderte. Was bleibt bei all dem vom Menschen? So heißt es schon in der Beschreibung der Fahrt ins Konzentrationslager: *„Gerade die Entbehrungen, die Schläge, die Kälte und der Durst haben uns während der Fahrt und auch nachher vor der Leere einer abgrundlosen Verzweiflung bewahrt. Nicht etwa der Wille zum Leben und auch nicht eine bewußte Hinnahme: dazu sind nur wenige imstande, und wir waren nur ganz durchschnittliche Exemplare des Menschengeschlechts.“*¹

In der Erzählung „Wie viele sind es heute?“ beschrieb der slowenische Schriftsteller Prezihov Voranc die Arbeit des so genannten Totenkommandos im KZ Mauthausen, das jeden Morgen die über Nacht Verstorbenen aus den Baracken holte, und auch hier wird die Frage gestellt: *„Da beging der Franzose Tibault eine große Dummheit, denn er seufzte plötzlich: ‚Was ist der Mensch denn, ich bitte euch?‘ Dumme Gedanken, die er anders hätte äußern können. Menschen waren wir, Menschen waren jene, die auf dem Haufen vor uns lagen. Menschen waren jene Blockältesten, die die Russen vor der Küche verprügelten, und Menschen waren auch die SSler, die über den Hof marschierten, obwohl sie schon zu so früher Stunde besoffen waren.“*²

Letztere waren diesbezüglich wahrscheinlich anderer Ansicht, wie Fred Wander in seinem Roman „Der siebente Brunnen“ feststellte, denn sie durften gar nicht dieser Ansicht sein: *„Wir kannten die Posten, junge Männer, bartlos, mit vor Kraft strotzenden roten Gesichtern. Deutsche Bauernsöhne, Söhne von Postadjunkten, Eisenbahnern und Klempnern. Sie hatten gemordet. Jeder von ihnen hatte gemordet. Und sie wußten es nicht, denn wir wären keine Menschen, hatte man ihnen gesagt! Gemordet hatten sie mit dem Gewehrkolben, mit Schüssen, Eisenstangen und Spaten oder mit der bloßen Hand.“*³

Kamen ihnen vielleicht doch einmal Zweifel, so mussten sie sich dies eben

selbst immer wieder beweisen, wie Ruth Klüger in „weiter leben“ schreibt: *„Das kann nur meinen, daß es den Herrenmenschen doch nicht so selbstverständlich war, in den Todeslagern zu hantieren. Man mußte durch schnoddrige Grausamkeiten beweisen, daß diese Untermenschen keine Menschen waren.“*⁴

Und der Psychologe Viktor E. Frankl, 1942 mit Frau und Eltern ins Ghetto Theresienstadt deportiert und über Auschwitz sowie dem KZ-Kommando Kaufering III ins Außenlager Türkheim des KZ Dachau verbracht, wo er schließlich als einziger Überlebender seiner Familie befreit wurde: *„Wir haben den Menschen kennengelernt wie vielleicht bisher noch keine Generation. Was also ist der Mensch? Er ist das Wesen, das immer entscheidet, was es ist. Er ist das Wesen, das die Gaskammern erfunden hat; aber zugleich ist er auch das Wesen, das in die Gaskammern gegangen ist, aufrecht und ein Gebet auf den Lippen.“*⁵

Wenn Jean Amery – „Barackenkamerad“ Primo Levis – seinerseits davon spricht, „entmensch“ worden zu sein, so stellte Robert Antelme fest: *„Sobald das eigentliche Menschsein in Frage gestellt wird, stellt sich ein fast biologischer Anspruch auf Zugehörigkeit zur Gattung Mensch ein.“*⁶ Und Antelme gab seinem Roman, einem der eindringlichsten und erschütterndsten Berichte über das Menschbleiben am Rande des Todes in den deutschen Konzentrationslagern den bezeichnenden Titel „L’espèce humaine“ (Das Menschengeschlecht).

Aus der Résistance

1917 in Korsika geboren, studierte Robert Antelme in Paris Jus, absolvierte seinen Militärdienst, heiratete 1939 Marguerite Donnadiu – als Autorin später unter dem Namen Marguerite Duras bekannt und berühmt – und schloss sich 1943 gemeinsam mit dieser und Dionys Mascolo, einem Lektor des Gallimard-Verlags, der Résistance-Gruppe von François Morland (Deckname von François Mitterrand, dem späteren französischen Staatspräsidenten) an.

Die Pariser Wohnung der Antelmes wurde in dieser Zeit Anlaufstelle für Verfolgte – bis Robert im Juni 1944 zusammen mit seiner Schwester Marie-Louise in deren Wohnung verhaftet wur-

de. Marie-Louise wurde nach Auschwitz deportiert, Robert kam erst ins Gefängnis Fresnes und von dort ins KZ Buchenwald. Schließlich wurde er ins Außenlager Bad Gandersheim verlegt, wo die Ernst Heinkel-Werke Flugzeugrümpfe für den Nachtjäger He 215 in Zwangsarbeit fertigen ließen. Zeitweise waren dort zwischen 520 und 550 Häftlinge aus 14 Nationen interniert. Als das Lager im April 1945 evakuiert wurde, da die US-Truppen immer näher rückten, trieb die SS die Häftlinge, die ohnehin nur mit Mühe überlebt hatten, in einem der berüchtigten Todesmärsche Richtung Dachau. Ein Teil der Strecke wurde zuletzt in Güterwaggons zurückgelegt; dennoch starben auch in diesen noch hundert Häftlinge, da sie weder Wasser noch Nahrung erhielten – lediglich ein Drittel derer, die von Gandersheim in Marsch gesetzt worden waren, kam schließlich lebend im KZ Dachau an.

Robert Antelme war darunter, allerdings wog er am 30. April 1945, als das Konzentrationslager von US-Truppen befreit wurde, gerade noch 35 Kilogramm. Noch im Mai 1945 wurde er völlig entkräftet nach Frankreich gebracht. Wider Erwarten überlebte er – im Gegensatz zu seiner Schwester – und sah sich als Rekonvaleszent einer nahezu aussichtslosen Aufgabe gegenüber: *„Aber wir kamen gerade zurück, wir brachten unsere Erinnerung mit, unsere noch ganz lebendige Erfahrung, und wir verspürten ein irrsinniges Verlangen, sie so auszusprechen, wie sie war. Und doch schien es uns vom ersten Tag an unmöglich, die uns bewusst gewordene Kluft zwischen der Sprache, über die wir verfügten, und jener Erfahrung, die wir größtenteils immer noch am eigenen Leib verspürten, auszufüllen. [...] Kaum begannen wir zu erzählen, verschlug es uns schon die Sprache. Was wir zu sagen hatten, begann uns nun selber unvorstellbar zu werden.“*⁷

Antelme stellt dies im Vorwort zu seinem Buch fest, das zu den frühesten autobiographischen Werken über das System der deutschen Konzentrationslager zählt. So heißt es da: *„In Gandersheim war es so, dass der Apparat der Mittelsleute ausschließlich aus Kriminellen bestand. Wir waren etwa fünfhundert Mann und wir konnten dem Kontakt mit den*



Robert Antelme (1917–1990)

SS-Leuten nicht ausweichen. Beaufsichtigt wurden wir nicht von politischen Häftlingen, sondern von Mördern, Dieben, Betrügnern, Sadisten oder Schwarzmarkthändlern, die unter dem Oberbefehl der SS unsere direkten und absoluten Herren waren. [...] Es war der Kampf zwischen Menschen, deren Ziel es war, eine Legalität zu errichten, soweit eine Legalität in einer planmäßig als Hölle angelegten Gesellschaft überhaupt möglich ist, und Menschen, deren Ziel es war, die Errichtung einer solchen Legalität um jeden Preis zu verhindern, weil sie sich nur in einer gesetzlosen Gesellschaft Vorteile verschaffen konnten.⁸

Die Ungewissheit

Die entscheidende Frage war somit, ob und wie man sich unter diesen Voraussetzungen sein Menschsein erhalten kann: „In Gandersheim gab es weder Gaskammer noch Krematorium. Das Schreckliche bestand hier in der Ungewissheit, in dem völligen Mangel an Anhaltspunkten, in der Einsamkeit, der ständigen Unterdrückung, der langsamen Vernichtung. Den Auftrieb zu unserem Kampf bezogen wir aus dem wahnsinnigen und an uns selbst gestellten Anspruch, bis zum Ende Menschen zu bleiben.“⁹

Dazu genühten mitunter Kleinigkeiten. So erklärt er in Bezug auf die SS: „Sie ist wohl der Ansicht, dass Pinkeln für den Häftling ausschließlich ein Zwang ist, dem er nachgibt, um besser zu werden, um besser arbeiten zu können und ihn somit abhängiger zu machen von seiner Aufgabe; die SS ahnt nicht, dass man beim Pinkeln flieht. Deshalb stellen wir uns manchmal an eine Mauer, machen den Hosenstall auf und tun so als ob; die SS geht vorüber wie der Kutscher an einem Pferd.“¹⁰

Die Begegnung mit einem aus dem Rheinland stammenden deutschen Arbeiter in der Fabrik, der flüstert, sie sollten langsamer arbeiten, wird zu einem nachwirkenden Erlebnis: „Wir werden auf ihn lauern, wir werden ihn wittern, den verborgenen Deutschen, der der Meinung ist, dass wir Menschen sind.“¹¹ Und sie treffen ihn schließlich wieder: „Tatsächlich ist eines Morgens, vor einem Monat – einige Tage, nachdem er zu uns langsam gesagt hatte – der Rheinländer in eines der Gewölbe im Lagerraum des Kellergeschosses gekommen. Jacques und ich waren dort und haben Werkstücke aussortiert. Er hat uns die Hand hingestreckt. Auch das konnte ihm Lagerhaft einbringen. Wir haben sie ihm gedrückt.“¹²

Der Verfall

Das änderte allerdings nichts daran, dass der physische Verfall durch Hunger, Kälte und brutale Gewalt seitens der Kapos und der SS ständig voranschritt: „Wir verändern uns. Gesicht und Körper verfallen langsam, Schöne und Hässliche werden einander ähnlich. In drei Monaten werden wir noch einmal anders sein, werden wir uns noch weniger voneinander unterscheiden. Und doch wird jeder weiterhin an der Vorstellung seiner irgendwie gearteten Einzigartigkeit festhalten.“¹³

Unter diesen Bedingungen musste auch die Vorstellungskraft eingeschränkt werden, da sie gefährlich werden konnte. So stellt Antelme fest: „Francis hatte Lust vom Meer zu reden. Ich habe mich widersetzt. Die Sprache war Zauberei. Wenn der Körper verfault, können einen das Meer, das Wasser, die Sonne erstickten.“¹⁴ Und an einer anderen Stelle: „Man sagt nicht: ‚Es ist Frühling‘, man sagt nichts. Man denkt, weil es nicht mehr so kalt ist, sind die Aussichten, dass man stirbt, vielleicht geringer. Man ist überrascht über diese lauen Lüfte, die auf einen Schlag gekommen sind, als sei die Luft müde geworden, als habe sie darauf verzichtet, zuzubeißen. Als ob eine richtige Natur sich die Erlaubnis erteilt hätte, wiedergeboren zu werden, als ob die SS-Leute angefangen hätten, in unserer Gegenwart zu gähnen und dann eingeschlafen wären, uns vergessen hätten. Denn der Winter war die SS, Wind und Schnee waren die SS. Ein Gefängnis hat sich aufgetan.“¹⁵

Die SS-Leute sind jedoch nicht eingeschlafen. Als die Front an Gandersheim heranrückt, ergeht der Befehl, das KZ zu räumen und die Häftlinge, sofern sie überhaupt noch dazu in der Lage sind,

in Gewaltmärschen Richtung Dachau zu treiben. Denen, die nicht dazu in der Lage waren, wurde erklärt, sie würden ins Krankenhaus der Stadt gebracht. Doch dann führten sie die SS-Leute abseits in den Wald: „Ganz ruhig sind sie ein wenig beiseite gegangen. Und dann haben sie auf sie geschossen; auf die Männer mit der Lungenentzündung, auf die Tuberkulosekranken, auf die Männer mit den Ödemen, auf die Männer ohne Stimme, auf die Männer mit den dünnen Beinen, auf alle die, die glaubten, sie würden nach links abbiegen, zur Straße hin.“¹⁶

Die übrigen – Antelme schreibt, es seien etwa 450 gewesen – marschierten in der Reihenfolge Polen, Russen, Franzosen, Italiener ab. Allerdings kam dann ein Zeitpunkt, da die SS-Leute und die Kapos, die man inzwischen ebenfalls bewaffnet hatte, aufhörten, die Männer, die völlig entkräftet am Straßenrand liegen blieben, zu erschießen. So unternahm Antelme und andere, am Feldrain liegengelassen, einen Fluchtversuch; sie waren allerdings zu schwach, um weit genug von der Marschkolonnie wegzukommen und wurden schließlich von örtlichen Gendarmen zu dieser zurückgebracht. „Alle kaputt morgen!“, erklärte ihnen der Blockführer. Doch dann: „Sie vergessen, uns zu erschießen. Auch wir vergessen fast, dass wir erschossen werden sollten. Wir brechen auf. Ich bin in der Kolonne wie die anderen. Keine Spur mehr von der Flucht, sie haben sie vergessen. Die Alliierten sind hinter uns her, ganz nahe. Los! Wir schlagen einen Weg zwischen zwei Wiesen ein. Sie treiben uns zur Eile an, wir versuchen, das Tempo zu bremsen, ihre Flucht aufzuhalten. Los! Die SS-Leute ziehen uns nach. Sie drehen sich nach uns um wie nach störrischen Mauleseln.“¹⁷

Nur eine Gattung Mensch

Letztlich wurden die Häftlinge, die noch lebten, am 14. April 1945 in Bitterfeld in Viehwaggons verfrachtet. Dreizehn Tage waren sie darin eingeschlossen. „Wir haben gerade eine Scheibe Brot bekommen. Jeder isst für sich, ein krankes, leidendes Tier“¹⁸ schreibt Antelme. Und doch ist die umfassende Schlussfolgerung aus diesen letzten Tagen als Häftling: „Es gibt nicht mehrere menschliche Gattungen, es gibt nur eine Gattung Mensch. Und weil wir Menschen sind wie sie, wird die SS letztlich nichts gegen uns ausrichten können. Und weil sie versucht haben, die Einheit dieser Gattung in Frage zu stellen, werden sie am Ende vernichtet werden.“¹⁹



Die deutsche Erstausgabe von Robert Antelmes Bericht erschien 1949 im Berliner Aufbau-Verlag.

Am 27. April 1945 erreichte der Zug mit den Häftlingen aus Gandersheim das KZ Dachau. Zwei Tage später standen Soldaten der US-Army vor dessen Toren. Mit der Befreiung endet auch Robert Antelmes Buch, wobei er noch einmal dieses Wort hervorhebt, das er auch in der Einleitung verwendet: Unvorstellbar, „das ist das Wort, das sich nicht teilen lässt, das nicht einschränkt. Es ist das bequemste Wort. Läuft man mit diesem Wort als Schutzschild umher, diesem Wort der Leere, wird der Schritt sicherer, fester, fängt sich das Gewissen wieder.“²⁰

Antelmes Bericht „Das Menschengeschlecht“ wurde 1947 in dessen Verlag *La Cité universelle* veröffentlicht. Zehn Jahre später erschien eine überarbeitete Fassung. Es blieb das einzige Buch des Autors. Und es heißt, er habe später nie mehr über seine Zeit als KZ-Häftling gesprochen.

Die Rechte hat den Krieg überstanden

Über Robert Antelmes Rückkehr nach Frankreich und seine qualvolle Rekonvaleszenz erfährt man andererseits einiges aus Marguerite Duras' 1985 veröffentlichtem Roman „Der Schmerz“. Zu Beginn erklärt die Autorin, es wären dies Tagebuchaufzeichnungen aus der ersten Zeit nach Kriegsende, die sie wiedergefunden habe. So beginnen sie mit ihrer Hoffnung, da der Krieg ja nun vorbei sei, könnte ihr Mann, den sie hier Robert L. nennt, doch endlich zurückkommen, zugleich aber auch der Angst, er könnte nicht überlebt haben: „Ich erwarte Robert L., der zurückkommen soll.“²¹

Ihr engster Vertrauter in dieser Zeit ist Dionys Mascolo – im Roman „D.“ –, der auch schon in der Résistance mit dabei gewesen war, und den sie nach der Trennung von Antelme 1946 heiraten wird. Als sie an einem dieser Tage der Ungewissheit von der Gare d'Orsay zurückkehrt, wo sie einmal mehr gefragt hat, ob Deportierte angekommen seien, und sich dabei über die Frauen gewundert

hat, die dort das Regiment führen: „Frauen in Uniform, Repatriierungsmissionen. Man fragt sich, wo alle diese Leute herkommen, diese tadellosen Kleider nach sechs Jahren Besatzung, diese Lederschuhe, diese Hände, dieser hochmütige, schneidende, immer verächtliche Ton, sei er voller Wut, voller Entgegenkommen, voller Liebenswürdigkeit.“ Da antwortet er: „Die Rechte. Das ist die Rechte. Was Sie da sehen, ist das gaullistische Personal, das seine Plätze einnimmt. Die Rechte hat den Krieg überstanden und sich im Gaullismus wiedergefunden. Sie werden sehen, daß sie gegen jede Widerstandsbewegung sein werden, die nicht unmittelbar gaullistisch ist. Sie werden Frankreich besetzen. Sie halten sich für das schützende und denkende Frankreich. Sie werden Frankreich lange Zeit vergiften, man wird sich daran gewöhnen müssen, mit ihnen zu tun zu haben.“²²

Gerade in dieser Zeit des angstvollen Wartens, kommt auch bei ihr immer wieder der Zorn darüber auf, dass sich de Gaulle nicht um die Deportierten kümmerte: „Für de Gaulle kamen seine politischen Deportierten immer nur an dritter Stelle, nach seiner Front in Nordafrika. Am dritten April hat de Gaulle diesen kriminellen Satz gesagt: ‚Die Tage der Tränen sind vorbei. Die Tage des Ruhms sind zurückgekehrt.‘“²³ Und: „De Gaulle spricht nicht von den Konzentrationslagern, es ist auffallend, in welchem Maße er nicht davon spricht, wie sehr es ihm ganz offensichtlich zuwider ist, den Schmerz des Volkes in den Sieg zu integrieren, und zwar aus Angst, seine eigene Rolle zu mindern, ihre Bedeutung zu schmälern.“²⁴ Aber auch: „De Gaulle hat beim Tod Roosevelts Nationaltrauer angeordnet. Keine Nationaltrauer für die toten Deportierten. Man muß Amerika schonen. Frankreich wird für Roosevelt trauern. Für das Volk wird keine Trauer getragen.“²⁵

Antelme lebt

Am 24. April kommt dann eine erste Nachricht, zwei Anrufe, wonach Robert Antelme leben soll, der zweite von François Mitterrand, seit 1944 in der provisorischen Regierung de Gaulles zuständig für die Angelegenheiten der

Kriegsgefangenen. In dieser Funktion besucht Mitterrand dann wenige Tage später, am 30. April das befreite KZ Dachau und meldet sich daraufhin bei Antelmes Frau: „Ich weiß nicht mehr, an welchem Tag es war, ob es noch ein Tag im April war, nein, es war ein Tag im Mai, da hat eines Morgens um elf Uhr das Telefon geklingelt. Der Anruf kam aus Deutschland, es war François Morland. Er sagt nicht guten Tag, er ist fast brutal, klar und deutlich wie immer. ‚Hören Sie gut zu. Robert lebt. Beruhigen Sie sich. Ja. Er ist in Dachau. Hören Sie mit allen Ihren Kräften weiter zu. Robert ist sehr schwach, so schwach, wie Sie sich das nicht vorstellen können. Ich muß es Ihnen sagen: Es ist eine Frage von Stunden. Er kann noch drei Tage leben, aber nicht länger. D. und Beauchamp müssen noch heute aufbrechen, noch heute Morgen, um nach Dachau zu kommen. Sagen Sie ihnen folgendes: Sie sollen sich sofort mit meinem Kabinettschef in Verbindung setzen, er weiß Bescheid, sie werden französische Offiziersuniformen bekommen, Pässe, Dienstaufträge, Benzingutscheine, die Generalstabskarten, die Passierscheine. Sie müssen sich sofort mit ihm in Verbindung setzen. Es ist das einzige, was man noch tun kann. Über die offiziellen Stellen würden sie zu spät kommen.‘“²⁶

So geschieht es auch. Antelme wird gewissermaßen aus Dachau, das unter Quarantäne steht, entführt und nach Frankreich gebracht. Mascolo ruft an, nachdem sie die Grenze passiert haben und warnt dessen Frau: „Machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt: Sie werden ihn nicht wiedererkennen.“²⁷

Und dann das erste Zusammentreffen vor dem Haus: „Ich weiß nicht mehr genau. Er hat mich wohl angesehen und mich erkannt und gelächelt. Ich habe nein geschrien, daß ich ihn nicht sehen wolle. Ich bin die Treppe wieder hinaufgelaufen. Ich brüllte die ganze Zeit, daran erinnere ich mich noch. Der Krieg brach als Gebrüll heraus. Sechs Jahre, ohne zu schreien. Ich fand mich bei Nachbarn wieder. Sie zwangen mich, Rum zu trinken, sie schütteten ihn mir in den Mund. In die Schreie.“²⁸

Und später: „Er läßt sich ansehen. In seinem Lächeln zeigt sich eine übernatürliche Erschöpfung, die, daß es ihm gelungen ist, bis zu diesem Augenblick zu leben. An diesem Lächeln erkenne ich ihn plötzlich, aber aus sehr weiter Entfernung, als ob ich ihn am Ende eines Tunnels sähe. [...] Wir haben uns nie daran gewöhnt, das zu sehen. Man kann-



Marguerite Duras (1914–1996)

te sich nicht daran gewöhnen. Das Unglaubliche war, daß er noch lebte. Wenn die Leute ins Zimmer kamen und diese Gestalt unter der Bettdecke sahen, konnten sie ihren Anblick nicht ertragen, sie wandten die Augen ab. Viele gingen hinaus und kamen nicht mehr wieder.²⁹

„Wie ein Faß ohne Boden“

Heißhunger quält den völlig Entkräfteten: „Er hat keine besondere Vorliebe für dieses oder jenes Gericht. Immer weniger Vorlieben. Er schlingt hinunter wie ein Faß ohne Boden. Wenn die einzelnen Gerichte nicht schnell genug kommen, schluchzt er und sagt, daß wir ihn nicht verstehen.“³⁰ Allerdings wusste sie auch von Mascolo, dass Antelme, als sie nach der Abfahrt aus Dachau in Frankreich angekommen zu Abend aßen, erklärt habe, er wolle eine Forelle essen, bevor er sterbe. Nur sehr langsam kehren Ansätze einer früheren Vertrautheit zurück: „Er hat gesehen, daß ich ihn angeschaut habe. Er blinzelte hinter seiner Brille, und er lächelte mich an, er bewegte den Kopf ruckweise, wie man es tut, um sich über jemanden lustig zu machen. Ich wußte, daß er es wußte – daß er wußte, daß ich zu jeder Stunde eines jeden Tages dachte: ‚Er ist nicht im Konzentrationslager gestorben.‘“³¹

Robert Antelme selbst hatte nicht geglaubt, dass er Paris doch noch lebend erreichen würde, wie ihr Mascolo ebenfalls berichtete. Deshalb habe er, sobald sie sich von Dachau entfernt hatten, zu erzählen begonnen, damit es vor seinem Tod gesagt würde: „Robert L. hat niemanden angeklagt, keine Rasse, kein Volk er hat den Menschen angeklagt.

Dem Grauen entronnen, sterbend, im Fieber redend, hatte Robert L. noch die Kraft, niemanden anzuklagen, nur die Regierungen, die in der Geschichte der Völker vorübergehen.“³²

François Mitterrand war allerdings nicht der einzige Führer einer französischen Widerstandsgruppe, der sich gleich nach Kriegsende um deportierte Mitglieder seiner Gruppe kümmerte. Nach Buchenwald waren auch einige Mitglieder der Gruppe *Défense de la France*, kurz D.F., verbracht worden, die durch Verrat der Gestapo in die Hände gefallen waren. Unter ihnen auch Jacques Lusseyran, der im Alter von acht Jahren erblindet war. 17-jährig gründete er eine eigene Widerstandsgruppe, die *Volontaires de la liberté*, die er später mit der D.F. vereinigte, in der er dann Mitglied des Direktionskomitees war.

Lusseyran überlebte Buchenwald, studierte nach der Befreiung Literatur an der Sorbonne und wurde später Universitätsprofessor für französische Literatur in den USA, da ihm, dem Blinden, dies in Frankreich aufgrund eines Gesetzes aus der Vichy-Zeit verwehrt war. In den USA veröffentlichte er 1963 sein Buch „Das wiedergefundene Licht. Die Lebensgeschichte eines Blinden im französischen Widerstand“. Darin schildert er auch die erste Begegnung mit dem Führer der D.F. nach dem Krieg: „Als ich am 18. April, genau eine Woche nach der Befreiung, von einem Wasserdienst zurückkam, ertönte plötzlich fünf Meter von mir eine Stimme, warm wie die Sonne, unmöglich, aber wahr: ‚Jacques! ‘ Es war die Stimme von Philippe. Es war Philippe. Ich warf mich an seine Brust. Er war da. Philippe, der Chef. ‚Verteidigung Frankreichs‘. Frankreich! Ich träumte nicht: Philippe, dieser Satansklerl, der Major in der Befreiungsarmee geworden war, hatte in drei Tagen und drei Nächten, alle Vorsicht in den Wind schlagend, ohne Militärpaß, als echter ‚Résistant‘, als echter ‚Maquisard‘, Frankreich und Deutschland durchquert, um seine Leute abzuholen. Die von ihnen zumindest, die in Buchenwald waren, und die von ihnen, die noch lebten. [...] Zwei andere von der ‚Défense de la France‘ waren am Leben. Philippe hatte uns alle drei aufgesammelt. Ein französischer Wagen wartete auf uns. Es war ein Wagen der ‚Défense de la France‘. Denn die D.F. lebte nicht mehr im Verborgenen. Die D.F. war zum ‚France-Soir‘ geworden, der bedeutendsten Tageszeitung von Paris. Der Chauffeur – ein kleiner Junge, der niemals im Gefängnis gewe-

sen war – fuhr mit uns eine Ehrenrunde um den Appellplatz.“³³

In seinem Buch war Jacques Lusseyran zuvor ebenfalls auf den Tod von US-Präsident Roosevelt eingegangen. Während Marguerite Duras in „Der Schmerz“ beklagt, dass de Gaulle für jenen Nationaltrauer angeordnet hatte, nicht aber für die deportierten Franzosen, die in den deutschen Konzentrationslagern umgekommen waren, hatte die Nachricht für die Überlebenden dort eine eigene Bedeutung: „Am 13. April meldete das Radio des Lagers – das freie Radio des Lagers – den Tod Franklin Delano Roosevelts. Es war der erste Name eines echten Mannes, den wir hörten: Roosevelt, einer unserer Befreier. Und er starb, nicht wir. Als mich die Nachricht erreichte, trug ich gerade, zusammen mit ungefähr fünfzig anderen, zum Wasserdienst kommandierten Männern, meinen Eimer – die meisten Leitungen waren explodiert. Ich erinnere mich: das Arbeitskommando stellte seine Eimer zu Boden, und alle knieten nieder. Franzosen ebenso wie Russen. Zum ersten Mal seit mehr als einem Jahr hatte der Tod eines Menschen Bedeutung.“³⁴

Anmerkungen:

- 1/ Primo Levi: Ist das ein Mensch? München 2016, S. 15.
- 2/ Prezihov Voranc: Grenzsteine. Erzählungen. Klagenfurt/Celovec 2005, S. 146f.
- 3/ Fred Wander: Der siebente Brunnen. München 2006, S. 13f.
- 4/ Ruth Klüger: weiter leben. Eine Jugend. München 2016, S. 143.
- 5/ Viktor E. Frankl: ... trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. München 1988, S. 139.
- 6/ Robert Antelme: Das Menschengeschlecht. Zürich 2017, S. 10f.
- 7/ Ebd., S. 7.
- 8/ Ebd., S. 8f.
- 9/ Ebd., S. 10.
- 10/ Ebd., S. 55.
- 11/ Ebd., S. 97.
- 12/ Ebd., S. 119.
- 13/ Ebd., S. 139.
- 14/ Ebd., S. 260.
- 15/ Ebd., S. 279.
- 16/ Ebd., S. 337.
- 17/ Ebd., S. 403.
- 18/ Ebd., S. 446.
- 19/ Ebd., S. 353.
- 20/ Ebd., S. 469.
- 21/ Marguerite Duras: Der Schmerz. Berlin 2015, S. 11.
- 22/ Ebd., S. 20f.
- 23/ Ebd., S. 40.
- 24/ Ebd., S. 41.
- 25/ Ebd., S. 42.
- 26/ Ebd., S. 60f.
- 27/ Ebd., S. 63.
- 28/ Ebd., S. 64.
- 29/ Ebd., S. 64 und 69.
- 30/ Ebd., S. 72.
- 31/ Ebd., S. 80.
- 32/ Ebd., S. 62.
- 33/ Jacques Lusseyran: Das wiedergefundene Licht. Die Lebensgeschichte eines Blinden im französischen Widerstand. Stuttgart 2017, S. 283f.
- 34/ Ebd. S. 282.